

Zeitschrift: Mitteilungsheft / Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Herausgeber: Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Band: 31 (2002)

Artikel: Der Otelfinger Schreiner Jacob Schlatter : Autobiografie eines bewegten und erfüllten Lebens (1853-1935)
Autor: Schlatter, Jacob
Kapitel: Jugendzeit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1036691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jugendzeit

Zur selben Zeit war im oberen Haus im Sonnenrain noch keine Wohnung, sondern nur ein Wagenschopf an die Scheune angebaut. Als nun mein Vater heiraten wollte, so baute der Grossvater aus dem Schopf eine Wohnung für die Tochter und ihren Mann, in der sie dann ihre ganze Lebenszeit zubrachten und wir, mein Bruder Rudolf und ich, unsere Jugendzeit verlebten. Wie schon vorhin erwähnt, war meine Mutter seit meiner Geburt krank, bald musste sie 3 bis 4 Wochen beständig im Bett liegen, bald musste sie ins Bad, selten konnte sie mehr als 8 Tage etwas Hausgeschäfte besorgen, dann war es wieder für 14 Tage vorbei. Immer war ein neues Leiden, der Arzt musste fast beständig gerufen werden, das kostete alles viel Geld, und mit der Arbeit waren wir immer im Rückstand. Später mussten wir immer eine Magd haben. Bis dahin musste ich der Mutter in der Küche helfen, soviel ich konnte, musste das Wasser beim Brunnen holen, Holz herbeischaffen, die Schweine füttern und manchmal auch das Morgen- und Abendessen selbst kochen, wenn es die Mutter nicht mehr konnte. Mein Bruder und der Vater machten dann das andere in Scheune und Stall und die Feldarbeit. Wir hatten schon ziemlich Land, das mein Vater von der Teilung mit seinen Brüdern erhalten hatte, und dann wurde dann und wann 1 Stück hinzugekauft, sodass wir 4 Stück Vieh halten konnten. Gab es vorige Zeit, so ging der Vater auf den Taglohn, und er war froh, wenn es nur wieder etwas Bargeld gab.



Vater- und Geburtshaus oberer Sonnenrain, Otelfingen,
Aufnahme 1953

Als er schon verheiratet war, musste er als Militär den Tessinerputsch niederschlagen helfen. Da bekam er in Bellinzona den Typhus oder Nervenfieber, musste 10 Wochen im Lazarett liegen und schwebte eine Zeitlang zwischen Leben und Tod. Das war eine traurige Zeit für meine Mutter. Er erholte sich bald wieder und konnte seiner gewohnten Beschäftigung wieder nachgehen.

Er war allezeit heiter und aufgelebt, voll Humor und war beliebt bei jung und alt. Trotz seinen vielseitigen Sorgen und Kümernissen war er immer ein gemütlicher Gesellschafter mit allerhand klugen Einfällen und guten Witzen.

Im Jahr 1860 musste ich, bald 7 Jahre alt, zur Schule. Dazumal war es nicht wie jetzt, die Buben der ersten Klasse und zum Teil auch die Zweitklässler trugen noch graue oder blaue Mädchenröcke, die fast bis an den Boden reichten. Hosen bekamen erst die Grösseren. Mein Jugend- und Spielkamerad war Ruedi Bräm, mit dem ich meine ganze Jugendzeit verlebte. Er wohnte im unteren Hause, und wir verbrachten die Tage des Winters entweder in einer von beiden Stuben oder in der Schreinerwerkstatt. Dieselbe war unter der Stube sowie unter der Wohnung des Kirchenpflegers Schibli gelegen und ziemlich gross. Dort verbrachten wir manchen Regentag, da gab es immer etwas zu sehen und zu hören. Nachdem wir aber zur Schule gehen mussten, gab es wieder andere Neuheiten, die uns anzogen. Als wir grösser und stärker wurden, so nahm das Faulenzen ein Ende für mich. Wenn die Schulferien kamen, so hiess es, jetzt wird das und das gemacht. Ich musste die ganze Woche arbeiten, entweder im Hause oder auf dem Felde, immer gab es Arbeit für mich. Die Mutter konnte immer weniger arbeiten, und wir mussten notwendig eine Magd anstellen. Die erste war ein



Unterer Sonnenrain, Otelfingen,
Aufnahme ca. 1910

Schwabenmeitli, das wir aber nicht lange behalten konnten, es hatte Heimweh und musste wieder heim. Dann kam eine andere, die dann einige Jahre bei uns war, bis sie heiratete; sie hiess Verena Schärner und war von Dielsdorf.

Mein Vater erhielt nun die Stelle eines Gemeindeweibels, und wir konnten diesen Nebenverdienst wohl brauchen, und dem Vater brachte es einige Abwechslung. Er kam mit vielen Leuten in Berührung, und das brachte wieder etwelchen Verdienst ins Haus. Zur selben Zeit kaufte man die Schuhe noch nicht in der Schuhhandlung, sowenig wie die andern Kleider. Ein jeder Bauer kaufte beim Lederhändler oder Gerber eine Haut Schmal- oder Rindsleder und eine halbe Haut Sohlenleder. Dann kam der Schuhmacher mit Geselle und Lehrbub auf die Stör. Da wurde das alte geflickt und neue Schuhe gemacht. Ebenso war es mit dem Schneider und den Näherinnen. Diese gingen alle ins Kundenhaus auf die Stör, wo sie manchmal 8 bis 10 Tage lang Arbeit hatten. Der Taglohn war im Anfang, d.h. in den Jahren 1860 bis 1870 etwa 60 bis 80 Rappen pro Tag, bei 14-stündiger Arbeitszeit. Es gab dazumal keine Mittagspause, sondern nach dem Essen wurde die Arbeit sofort wieder aufgenommen, und Znüni und Zabig wurden während der Arbeit eingenommen, da ging keine Zeit verloren. Und doch waren die Leute zufrieden dabei. Die Wörter Streik, Arbeitszeit usw. waren noch unbekannt. Auch mit den Kleidern war es anders als heute. Da wurde genügend Hanf und Flachs gepflanzt, derselbe verarbeitet und gesponnen und vom Leinenweber gewoben. Damals hatten in jedem Dorf 1 oder 2 Leinenweber vollauf Arbeit, Sommer und Winter; und jetzt, wo findet man noch einen? Hanf und Flachs sieht man selten mehr, vom Spinnen gar nicht zu reden. Früher hatte jede Bauerntochter den Kasten gefüllt mit schwerem, starkem Leinenstoff für Kleider und Hemden, und jetzt verkaufen sie noch die alte, gute, selbstgesponnene Ware und kaufen leichte Handelswaren dafür. Die Bauern, jung und alt, trugen am Werktag ungefärbte Zwilchhosen und sonntags schwarzgefärbte Leinwandhosen. Auch ich hatte keine andern Kleider bis ich konfirmiert wurde. Höchstens hatte man am Sonntag baumwollene Hemden statt leinene, und das hatten die wenigsten.

Doch muss ich nun wieder zurückkehren zu unserem Haushalt, wo alles jahraus und jahrein so ziemlich seinen gewohnten Gang machte. An die Krankheit der Mutter waren wir uns in den vielen Jahren gewöhnt, und da wir immer eine Magd hatten, so spürten wir den Arbeitsausfall der Mutter nicht, besonders da sie hie und da wieder einige Wochen leichte Arbeit im Hause verrichten konnte.

Ich war etwa 9 Jahre alt, im Jahr 1862, als die neue Strasse nach Regensberg gemacht wurde. Diese Zeit ist mir noch in lebhafter Erinnerung, umsomehr, als dieselbe hart an unserem Haus vorbeiführte und es da viel Arbeit erforderte. Es gab grosse Erdbewegungen, und die Nagelfluhschicht bei unserem Haus musste gesprengt werden. Auch wurde einem Arbeiter durch einstürzende Erdmassen ein Bein abgedrückt. In unserer Stube haben sie ihn auf den Tisch gelegt, und

der Arzt hat ihm das Bein eingerichtet und verbunden, dann haben sie ihn heimtransportiert nach Oberhasli.

Meine Primarschulzeit ging nun dem Ende entgegen, und ich bin so ziemlich gut durchgekommen. Schreiben, Geschichte und Geographie waren meine Lieblingsfächer, da bin ich dem Lehrer keine Antwort schuldig geblieben. Wir hatten aber auch einen Lehrer, Herr Rudolf Meier von Regensdorf, er heiratete die einzige Tochter von Kaspar Schlatter, Wirts. Er wirkte an unserer Schule über 45 Jahre, bis er aus Altersrücksichten vom Amte zurücktrat. Er war ein strenger Lehrer, der es mit seinen Pflichten ernst nahm, und wenn er auch hie und da über das Mass strafte, so glaube ich doch nicht, dass einer seiner vielen Schüler ihm dafür Hass nachgetragen hat. Die meisten dankten ihm nachher. Ich musste nun die Sekundarschule besuchen, und es kam mir vor wie eine Erlösung, weil ich wusste, dass der Lehrer Heinrich Gut von Wangen nicht so streng war und in der Sekundarschule ein freieres Leben herrschte als in der Primarschule.

Da die tägliche Schulzeit abgekürzt wurde und wir am Nachmittag schon um 3 Uhr aus hatten, so hatte ich nun auch Gelegenheit daheim auf dem Felde mehr zu helfen. Auch musste ich dem Vater in seinem Amte aushelfen. Es war noch Mode, dass alle Gemeindearbeiten im Frondienst gemacht werden mussten, weil dieses System die Ausgaben der Gemeinde bedeutend verringerte. Als Entschädigung dafür erhielt jeder Bürger genug Streue im Ried und im Winter einen Teil Holz zum Abholzen. Wenn also im Frühling das Gemeindewerk begann, so musste der Weibel dieses den Bürgern anzeigen, um welche Zeit und wo sie zu erscheinen haben und was für Werkgeschirr mitzunehmen sei und ob für den ganzen Tag Proviant mitzunehmen oder nur Znüni und Zabig zu bringen sei. Das alles musste ich, wenn der Vater keine Zeit hatte, besorgen. Ich war meistens in einer Stunde in der ganzen Gemeinde herumgerannt. Ich tat es gern, es gab immer etwas zu sehen oder hier ein paar Äpfel und dort ein paar oder auch mal ein Stück Brot.

Mein bester Schulkamerad und nachheriger intimster Freund war gleichen Namens wie ich. Er war der Sohn von der oberen Mühle, und ich war an freien Abenden ständiger Gast in der Mühle. Wir probierten allerlei für uns interessante Sachen. Wir machten aus alten Gewehrläufen Kanonen mit Rädern und schossen damit nach den Scheiben. Einmal machten wir ein grosses Wasserrad und einen Schleifstein daran, stellten es im Bache an geeigneter Stelle auf und bauten eine Hütte mit einem Strohdach darüber. Das war dann immer ein Gaudium für die andern Buben. Wir hatten den Winter durch manchen Abend bis 10 Uhr an diesen Sachen gearbeitet, dann gab es vom Müller noch Znüni mit Käse und Speck und Most. Der Sekundarlehrer Gut wusste es auch, und wenn wir dann unsere Schulaufgaben ein wenig flüchtig gemacht hatten, so sagte er manchmal: «So ihr Donnerwetters-Buben, ihr werdet wieder die halbe Nacht in

der Werkstatt geschafft haben, ein andermal macht ihr zuerst eure Hausaufgaben!»

Es gesellte sich dann noch ein Schulkamerad zu uns, er war in der gleichen Klasse und hatte den gleichen Namen wie wir. Er hiess Jakob Schlatter und wohnte auf Wolfen, 5 Minuten vom Dorf an der Buchserstrasse. Den konnten wir gut brauchen als Handlanger und für solche Arbeit, die wir nicht gern machten. Als Kuriosum muss ich noch erwähnen, dass in unserer 2. Klasse unser 4 waren, die alle den gleichen Namen Jakob Schlatter hatten, einer von Boppelsen und 3 von Otelfingen.

Eine lustige Episode aus der Zeit muss ich auch noch erzählen. Ich musste einmal im März, abends am Zunachten, für meine Mutter, die böse Geschwüre am Zahnfleisch hatte, Salbeiblätter holen. Solche hatten wir in den Reben im Sandacker. Ich ging nun dahin, und auf dem Wege sah ich, dass das Gras an den Rebborden noch dürr war, und nun zündete ich dasselbe an, sodass es hoch aufflackerte. Dann schlug ich mit einem Stecken darauf und steckte es an einem andern Ort wieder in Brand. In der Dunkelheit und von weitem gesehen machte das einen gespenstischen Eindruck. Das haben 2 Männer im Unterdorf auch gesehen, es war der Maurer Vonrüti und der Wirtshausheiri. Diese machten Lärm und sprachen allerlei Vermutungen aus, ein ganzer Haufen Leute waren herzugelaufen und redeten in wirrem Durcheinander. Ich hatte natürlich alles gehört, und da musste ich lachen ob dem Grampol und dachte: «Denen will ich einen Streich spielen». Ich zündete wieder an, bald hier, bald dort und schlug es wieder nieder, dann brüllte ich dazwischen wie ein Tier. Dann hörte ich, wie der Maurer zum Hansheiri laut sagte: «Wir nehmen 2 Knebel, und du gehst unten hinaus, und ich komme dann von oben herab, und dann haben wir ihn, und wenn er sich wehrt, so schlagen wir ihn tot!» Ha, ha, haa! Jetzt wusste ich ihren Feldzugplan und konnte mich darnach richten. Ich machte wieder einige Feuerlein und brüllte ein wenig dazu und rechnete aus, wie viel Zeit mir noch bliebe. Dann machte ich mich parat, denn schon hörte ich den Hansheiri von unten heraufschnaufen. Ich brüllte nochmals und gabs Pech nach oben. Sehen konnten sie mich nicht wegen der Dunkelheit. Ich konnte sie aber desto besser hören, wie sie schnaufend näher kamen. Wie ich weiter oben war, hörte ich auch den Maurer, der keuchend von oben herunter kam, ich verbarg mich an einem Rasenbord. Wie er an mir vorbei war, brüllte ich noch einmal und rannte aufwärts, er kehrte um und mir nach, aber er war schon müde und konnte es nicht mit mir aufnehmen. Er rief immer: «Halt, du Cheib, halt!» Ich wusste den Weg noch besser als er und kam oben an eine Stelle gegen den Ellenbergweg, wo eine meterhohe Mauer einem Stück Reben entlang gemacht war. Ich war in einem Sprung darüber hin und weiter. Der Maurer hinter mir nach, in seiner Hast sah er das Hindernis nicht und, plumbs, da lag er unten und sandte mir noch einen kräftigen Fluch nach. Ich konnte fast nicht mehr rennen vor Lachen. Ich rannte in die Breitlen, und von da ging ich hinten herum in die obere Mühle

und erzählte es meinem Kameraden. Ich wusste, dass er mich nicht verraten würde, und wir gingen miteinander ins Dorf hinunter, wo noch alles in einer Aufregung war. Die zwei, welche unterdessen von ihrem Jagdabenteuer zurückgekommen waren, erzählten den Leuten eben, wie es zugegangen sei, als wir auch zuhören konnten. Es seien ihrer 2 gewesen, einer ein grosser mit schwarzem Gesicht, die hätten wahrscheinlich etwas im Sinn, und es wäre gut, wenn man heute Nacht Wachen aufstelle, denn etwas sei los. Keiner hatte eine Ahnung, dass derjenige, den sie suchten, sich mitten unter ihnen befand und die Leute noch aufmunterte, ja recht achtzugeben und auf der Hut zu sein. Im Unterdorf fürchteten sie sich so stark, dass viele Weibspersonen sich nicht getrauten in der Nacht aus dem Haus zu gehen. Es wurde noch lange von dieser Begebenheit geredet. Da kann man sehen, wie aus einer harmlosen Sache sich ein grosses Wesen bilden kann, das vielleicht einem Menschen hätte das Leben kosten können. Ich habe es erst später, nach vielen Jahren, einmal dem Maurer erzählt, wie ich einmal die im Unterdorf am Narrenseil herumgeführt hätte. Er meinte, wenn er den am selben Abend erwischte hätte, er hätte ihn sicher totgeschlagen.

Ein andermal, es war am Karfreitag und prächtiges, warmes Wetter, gingen wir an die Lägern hinauf in das sogenannte Eisloch. Dort an der grossen Fluh machten wir grosse Steine los, und die sausten in gewaltigen Sprüngen bergab, bald Sätze von 5 bis 6 Meter hoch und dann wieder einen Baum treffend und ihn mitten entzwei schlagend, bis sie sich krachend unten im Wettingerholz zur Ruhe legten. Auf dem Heimweg war im Leisenbach eine Streuwiese, die dem Zweidler, genannt Chräli, in Boppelsen gehörte. Es hatte hohes, dürres Gras und etwas war abgemäht und an einem Haufen. Das stehende Gras zündeten wir an, und auf dem Isenbühl sahen wir zu wie es brannte. Zu unserem Schrecken sahen wir, dass der Brand eine grössere Ausdehnung annahm als wir dachten. Die ganze Streuwiese samt dem abgemähten Haufen wurde ein Raub der Flammen. Zudem sahen wir, dass zwei Männer von Chrälis Haus im Boppelserberg herkamen und der Brandstelle zueilten, wo noch ein grosser Rauch aufstieg. Es war gut, dass uns niemand gesehen hatte und wir uns rechtzeitig aus dem Staub, oder besser gesagt aus dem Rauch machten. In unserem Dorf hat niemand etwas gesehen davon, der Rauch fuhr gegen Wettingen, dem Berg nach. In Boppelsen hatten sie natürlich das Schauspiel gut gesehen. Das Beste war, dass über Nacht reichlich Schnee fiel und die schwarze Brandstätte für einige Tage zudeckte. Nachher wurde nicht mehr viel davon geredet, doch wurde recht nachgeforscht, wer das Unheil angerichtet habe. Aber es ist nicht an den Tag gekommen. Solche und ähnliche Sachen haben wir hie und da gemacht.